

Bücher Rundschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **17 (1937-1938)**

Heft 9

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

unsern Ton anschlägt „zum Hausgebrauche“. Will sagen: in seinen Gedichten und Geschichten legt er dar und liegt offen da die Seele des Volkes. Aus ihr bringt er geheiligtes und heimliches Ergut an Herzeigenschaften nur soweit an und in das Licht einer dichterischen, ganz wenig verklärten (idealen, nicht idealisierenden) Schau, als es des Mannes, besonders des Thurgauers für nüchtern gehaltene Art erträgt ohne Scheu und Scham vor der Öffentlichkeit. Denn diesen Zartföhl zählen wir nicht allein zu den persönlichen Tugenden des Dichters, sondern — man verzeihe diesen Stolz auf unsere Heimlichkeit! — erkennen in ihm das, was uns eigen ist als Stammesergut. Und somit hat Huggenberger gerade den Kern alemannischen Wesens in sein Werk aufgenommen. Ob nicht diesem sein neuer Roman, an dem er noch schafft, den Siegel aufdrücken wird, indem er bestätigt im Namen des zur Vollreife und zur Lebensernte durchgedrungenen Alters, was von Anfang an der „Träumer“ (Dichter) als „das Glück“, sein und unser Glück, geahnt: „Es ist die ewig süße Pein, mit seiner Seele allein zu sein“? — Ein einziger „Hauspruch“ drang an unser Ohr aus jenem noch streng bewahrten Funde des Siebzigers: „Das ist dem Hochmut nicht gewährt, daß er die Weisheit bei sich nährt“. Nein, gewiß nicht dem auf seine „höhere Bildung“ Eingebildeten ist es gegeben, des Volkes Seele zu ergründen. Aber, „vom Segen der Scholle“ genährt, hat als Bauer der Dichter Huggenberger den Schatz aus der Tiefe für uns zu liebe- und ahndevoller Erkenntnis emporgehoben.

Arnold Rneilwolf.

Bücher Rundschau

Der Mensch im Widerspruch.*)

Der Titel des bedeutamen Buches, das Emil Brunner uns hier vorlegt als die Frucht langer, eindringlicher Arbeit, will verstanden werden als wichtigstes Stichwort einer christlichen Anthropologie, einer biblisch bestimmten Lehre vom Menschen. Es handelt sich also nicht um die Anthropologie als Zweig der Naturwissenschaft. Das Thema ist nicht nur heute gefährlich, weil man in ein Wespenneest hineingreift, aber nicht nur in eines, sondern in viele Duzende. Es ist außerdem gefahrvoll, statt einer ganzen Schöpfungs-, Erlösungs-, Vollendungslehre nur vom Menschen als solchem zu handeln. Es kann aber im voraus gesagt werden, daß Brunner der Gefahr eines naiven Anthropozentrismus dadurch begegnet, daß er immer Gott als das Zentrum des Menschen aufzeigt. „Der Mensch im Widerspruch“ — das bedeutet ihm: das Verständnis des Menschen im Widerspruch zwischen Schöpfungsursprung und Sünde. Und das ist — der heute uns bekannte Mensch. Gleich im 1. Kapitel: „Das Menschenrätsel“ wird aufgezeigt, daß der Mensch gespalten, im innersten Wesen widerspruchsvoll, uneinheitlich ist und daß es sich dabei nicht nur um etwas Gegensätzliches im Menschen handelt, sondern um einen Gegensatz des ganzen Menschen gegen den ganzen Menschen. Der Untertitel aber ist so aufzufassen: der wahre Mensch — das ist der Mensch göttlichen Ursprungs. Der wirkliche Mensch — das ist der Mensch unter der Sünde.

Das Buch ist auch für weitere Kreise der Gebildeten lesbar und verleugnet doch seinen wissenschaftlichen Charakter nie, auch nicht in den Teilen, wo es sich oftmals wie eine Evangelisation an Gebildete liest. Brunners Denken mutet an wie die Variation von Motiven in unendlicher Melodie. Schon das 1. Kapitel ist wie die Overtüre eines Tondramas, in der bereits alle Hauptmotive anklin-

*) Emil Brunner, Der Mensch im Widerspruch. Die christliche Lehre vom wahren und vom wirklichen Menschen. Furche-Verlag. Berlin. 1937. RM. 10.80; Leinen: 12.80.

gen. Es ist ihm nicht möglich, sich nur auf rein wissenschaftliche Erwägungen zu beschränken, ganz ohne das Pathos des Verkündigers. Man lese etwa Kap. 7, 4c: Einzelpänomene des Widerspruchs: Angst, Sorge, Scham, Zweifel, Verzweiflung, böses Gewissen, oder Kap. 6, 6 und 7, 3, was wie eine große Predigt an die Kultur sich darbietet. Vieles wird unablässig wiederholend eingehämmert, z. B. das von der Adams-Historie und der Verantwortlichkeit (s. unten). Es ist die Wiederholung eines Autors, der es sich auch selber immer wieder vor sagt: das ist nun die Hauptsache. Das große Aussprachebuch ist geschrieben mit Leidenschaft zum Formulieren. Und es hat weiter hervorragende Qualitäten durch seine seltene Bildungsweite. Die Ahnen des Brunner'schen Denkens sind Kierkegaard, Ebner, Buber, Gogarten, dann weiter zurück: Augustin. Unter den Reformatoren tritt diesmal Luther wesentlich stärker als Calvin hervor. Immer mehr aber distanziert sich Brunner von Karl Barth. Die Polemik gegen ihn geht durch das ganze Buch. Der Rahmen ist weit gespannt. Die Tatbestände des Alten und Neuen Testaments, im Lichte der theologischen und kritischen Betrachtung werden emsig verwertet, die Religionsgeschichte, Dogmengeschichte, aber auch die neueren naturwissenschaftlichen Erkenntnisse. Auf Schritt und Tritt vollzieht Brunner die Begegnung mit all den mannigfachen Auffassungen vom Menschen bei vorlebenden und mitlebenden Denkern. Wer ein wenig Bescheid weiß, der sieht, mit welchem großen Fleiß und welcher intensiver Durchgeistigung hier alles hineingezogen worden ist: vor allem auch die Philosophie, vornehmlich als Psychologie, Soziologie, Kultur- und Geschichtsdeutung. Brunner kämpft, seinem Charisma getreu, gegen eine falsche Diastase von Theologie und Philosophie und es ist ihm bei Augustin sympathisch, daß er als paulinischer Christ noch philosophiert. Er sieht seine Aufgabe nicht in Vernunftfeindlichkeit und Irrationalismus. Auch die philosophische Anthropologie erfasst ihm bereits bedeutsame Zusammenhänge des menschlichen Seins. Die Sachlage, daß für vieles am Menschen einfach die Vernunft zuständig ist, für das „Theologische“ aber allein der Glaube, ergibt die Notwendigkeit einer dialektischen Betrachtung. Das allgemeine, erfahrungsmäßige Wissen um den Menschen steht nicht schlechthin im Widerspruch zur christlichen Lehre vom Menschen, sondern muß nur eingeordnet werden in die rechten Zusammenhänge. Immerhin bleibt doch das Buch trotz Neigung zu christlicher Philosophie in den Hauptzügen ein streng theologisches, wie denn auch Brunner unter dem etwas anstößigen Titel „christliche Psychologie“ nicht das versteht, was sonst der Psychologe bearbeitet, sondern die Lehre vom Wesen der menschlichen Seele als personaler Totalität, mit dem Anspruch christlicher Erkenntnis. Aber ungeachtet dieses theologischen Grundzuges ist sein Gespräch mit der Philosophie aller Zeiten sorgsam, von den Vorsokratikern bis herab zu Klages und Jung. Daß übrigens die Tiefenpsychologie sein Denken kräftig beeinflusst hat, zeigen z. B. die feinen Ausführungen S. 17: das Beherrschtsein des Menschen von der „heimlichen, inoffiziellen Dominante“. Besonders fällt aber aller Nachdruck auf die Auseinandersetzung mit dem humanistisch-idealistischen Selbstverständnis des Menschen; dabei liegt ihm am Herzen die Aufweisung der Bezirke, wo ein Plato und Kant der christlichen Erkenntnis am nächsten gekommen sind. Am Rande steht dann die Beschäftigung mit der naturwissenschaftlichen Anthropologie, Biologie, Astrophysik, Paläontologie. Hier ist doch wenigstens festzustellen eine bildungsmäßige Verarbeitung der sich ergebenden Gesichtspunkte, zumal angesichts der Umwälzung des Weltbildes nicht nur durch Kopernikus, sondern noch mehr durch die millionenfache Vergrößerung des Raum- und Zeitbildes. Der Anspruch einer „auf dem bißchen Erdenstaub“ stattfindenden Heilstat als Sinn des ganzen Universums bleibt da der größte Anstoß. Daß dem Buche ganz Aktuelles nicht fehlt (Kollektivismus, Rassenkunde, vitalistische Motive in der Völkerbeherrschung, Blut und Boden-Religion), fordert das Thema unmittelbar.

Nach diesen allgemeineren Hinweisen seien kurz die leitenden Hauptgedanken hervorgehoben. Der Kern des Ganzen ist der *Imagobegriff*. Der Mensch ist göttliches Ebenbild. Es gehört Mut dazu, diesen vieldeutbaren, vieldeuteten, dogmengeschichtlich schwerbelasteten Ausdruck zu Grunde zu legen. Für Brunner entscheidet sich im Verständnis dieses „geschaffen nach dem Bilde Gottes“ das Verhältnis von Vernunft und Offenbarung, Kirche und Kultur, Glaube und Humanität. Das berühmte Wort der Genesis — 1, 27 — wird aber nach neutestamentlichen „Bild“-Stellen ergänzt und näher bestimmt. Es wird nicht nach Tre-

naeus aufgefaßt, auch die reformatorische Redeweise vom „Rest der imago Dei“ wird abgelehnt. Brunner faßt den Begriff völlig personalistisch und aktivistisch: Das Wesen des Menschen hat seinen Seins- und Erkenntnisgrund in Gott. Der biblische Ebenbildgedanke steht damit im Gegensatz zu aller Vernunftautonomie. Ebenso, ja noch klarer kommt das, was er meint, zu Tage bei seiner Ausführung über das Verhältnis von Wort Gottes und Menschenwesen. Die ganze Seinsweise des Menschen ist als Sein im Wort und aus dem Wort Gottes zu verstehn. Der Mensch stammt in seiner Totalität aus diesem Schöpferwort. Das ist sein Seinsgrund. Er ist also nicht erst als der neue Mensch, sondern schon im Ursprung erzeugt aus diesem Wort, kann sich also nur recht verstehen in diesem ihn begründenden Wort. Darum ist Kreatur als Welt-aus-Gott nicht profan, wohl aber ist sie profaniert durch Sünde. Dieses Aus-Gott-sein ist das eigentlich Menschliche, nicht die schöpferische Genialität, nicht die autonome Vernunft. Nicht aus der Vernunft ist die Gottesbeziehung, wohl aber aus der Gottesbeziehung die Vernunft zu verstehn. Der Oberbegriff ist immer das schenkend-anrufende Wort Gottes, in dem der Mensch seinen Grund hat.

Aus dieser Imago, diesem Seinsgrund im Worte, ergibt sich die Verantwortung des Menschen. Um diesen Begriff kreist sonderlich die ganze Fülle der Variationen des Buches. Die christliche Lehre vom Menschen ist nichts anderes als die Lehre von der Verantwortlichkeit (S. 209). Sie allein setzt den Menschen oberhalb der übrigen Kreatur, sie ist der eigentliche Humanitätsgehalt (261). Imago heißt als Anruf eine Antwort. Sie ist in diesem verantwortlichen Sein enthalten, das auf Gottes Liebe als Verantwortlichkeit-in-Liebe „antwortet“ (Brunner schätzt wie Ebner solche Wortsinntdeckungen — übrigens ohne etymologische Anspruch). Diese Liebesbestimmung der Verantwortlichkeit ist also wiederum aus dem Ursprung zu begreifen. Was ist nun nach Brunner dies verantwortliche Sein? Es ist aktuales, responsorisches Sein: Selbsterkenntnis, Selbstbestimmung, Entscheidung auf Grund göttlicher Bestimmung. Alles ist in dieser Verantwortlichkeit enthalten: Freiheit und Gebundenheit, Selbständigkeit und Gemeinschaft, das Verhältnis zu Gott, dem Mitmenschen, der Welt. Ist sie die Voraussetzung dafür, daß der Mensch Sünder sein kann — denn nur wo es imago Dei gibt, kann es auch peccatum geben — so wird sie bei dem Menschen im Widerspruch zum Sollgesetz. Aber auch der Nichtglaubende bleibt eben der Verantwortliche. Das Interesse an dieser Lehre läßt Brunner festhalten an der allgemeinen Naturoffenbarung Gottes. Aber auch die Offenbarung in der Geschichte erschließt diesen Sinn der Verantwortlichkeit neu. Gott wird Mensch, um dies ganz ursprüngliche Sein wiederzugeben.

Schon bei der Deutung der Verantwortlichkeit entstehen Differenzen zur gebräuchlichen Auffassung der Kirche. Man kann wohl fragen: Geht es nicht einfach zu weit, wenn z. B. S. 278 gesagt wird: Wir sind verantwortlich dafür, daß wir Sünder sind, verantwortlich für den Zwiespalt, an dem unser Leben krankt, an dem Gerichts Urteil, das über uns ergeht? Was heißt das: Menschen, die für das Böse, das sie tun und sind, voll verantwortlich sind (108)? Ist das Trinkerkind für das Böse, das „es ist“, voll verantwortlich? Gibt es nicht eine Schuldverteilung? Kann es nicht einfach Schuldpsychose sein, wenn ein armer Mensch sagt: Ich bin an allem schuld, denn ich bin Adam? Gibt es nicht auch eine Überspizung der Verantwortlichkeit und schlagen nicht folgerichtig alle Übertreibungen ins Gegenteil um? Brunner lehnt es mit Recht ab, S. 124, daß die menschliche Sünde mit der satanischen verwechselt werde, denn der Mensch wird verführt, er hat die Sünde nicht erfunden. Wie ist es aber mit der Schuld? Nach S. 121 ergibt doch die Zurechnung der Verantwortlichkeit den Schuldspruch. Es ist ein unverlierbarer Grundsatz der Gerechtigkeit, daß man nicht schuldig gesprochen werde für das, was man nicht getan hat. Personhafte Verantwortlichkeit ist nicht gleichbedeutend mit gleichmacherischer Schuld-Verantwortung. Es gibt trotz aller Solidarität des Sündigen auch eine Individualverantwortung — und auf der andern Seite: Das Sündigen der Gemeinschaft kann nicht allein durch jenes: „Ich bin Adam“ erledigt werden. Hier kommen wir an die Hauptschwierigkeit, die uns das Buch aufgibt: Ist es wahr, daß wir ohne Erbschaft sündigen, in lediglich freier Entscheidung und Verantwortung? Brunner sagt: der Gegensatz zum Ursprung ist nicht die Tat eines Einzelnen. Sowohl der Ursprung in Gottes Wort als der

Sündenfall ist auf jeden Menschen gleichzeitig zu beziehen. Es handelt sich nicht um irgend einen Adam vor Tausenden von Jahren, sondern um mich und dich selbst. Wir sind jeder Adam und alle zusammen Adam, der gottgeschaffene und der sündiggewordene. Was er bekämpft, nennt er die falsch historisierende Urstandslehre. Man kann nur „theologisch“ in dem Sinne davon reden: Wo immer Menschen sind, da ist Beides: der göttliche Ursprung und der Abfall. Unbestreitbar richtig ist an dieser Auffassung, daß es immer mich und dich angeht. Aber es bedarf hier nur der Erinnerung an Römer 5, 14, um zu sehen, daß Brunner doch etwas anderes lehrt, als was Paulus vertritt. Jener ganze Abschnitt in Röm. 5 steht und fällt mit der Gegensatzparallele: Hier ein Mensch und dort ein Mensch. Ferner werden ausdrücklich die unterschieden, die nicht mit gleicher Übertretung wie Adam gesündigt hatten, denn jener übertrat bewußt ein ausdrückliches göttliches Gesetz, jene aber — in der Zwischenzeit vor dem mosaischen Gesetz — haben zwar auch gesündigt, jedoch unter anderen Bedingungen als jener. Es handelt sich also auch bei dem, der ohne ausdrückliches Gottesgesetz sündigt, um eine verschiedene Schuld-Verantwortung, man kann hier nicht einfach egalisieren. Leute, die auf Grund des Todeserbes in Sünde fallen, können sich nach dieser paulinischen Ausführung nicht einfach schlechthin mit „Adam“ identifizieren. Sie sind zwar verbunden mit den Alvorderen, sie sind aber nicht einfach die Alvorderen. Sie stehen jetzt vor der Entscheidung als Todbefangene, während dies nach jener Auffassung von „Adams“ Sünde nicht gesagt werden kann. Ich bin hier an meinem Ort ebenso verantwortlich und schuldig wie die Väter an ihrem Ort, aber ich bin nicht der Väter sünde schuldig, sondern meiner Sünde in ihren Grenzen und Schranken. Nicht die ganze Vergangenheit der Menschheit ist meine persönliche Schuld. Ich kann und muß mich wohl solidarisch als Mitjünder und Mittragender mit ihr zusammenschließen, aber ich bin niemals der sündige Urahn selbst. Wenn wir dabei stehen bleiben sollen, daß jeder Mensch jeden Tag den Sündenfall neu vollzieht, im Abfall begriffen ist, wird dann nicht von dem abgesehen, worauf es gerade Paulus Römer 5 ankommt, auf das Aufzeigen des radikalen, verhängnisvollen Todesstromes, der sich unaufhaltsam in der Menschheit fortsetzt von einem zum andern, von dem sich keiner isolieren kann?

Um Brunner gerecht zu werden, heißt es aber, seinen Schriftgebrauch zu beobachten bei dem, was die Genesis von Schöpfung und Sündenfall erzählt. Er tut hier genau daselbe, was Karl Barth's Antwort auf jene Frage der Holländer meinte: ob die Schlange im Paradies wirklich gesprochen habe. Er erwiderte, man solle lieber fragen, was sie gesprochen habe. So sagt auch Brunner: Merkt auf den theologischen Sinn der Genesis Erzählung und haltet euch nicht auf bei der Historienfrage. So macht er denn einen überaus reichen theologischen Gebrauch von diesen Erzählungen. Es lohnt sich, das einmal zusammenzustellen: Er zeigt, wie mit der Schöpfung des Menschen ein Neues anhebe: Lasset uns Menschen machen . . . Wie er nach Gottes Ebenbild geschaffen ist, Erde vom Ackerboden, wie Gott ihm seinen Odem einhaucht, wie er den Garten bebauen soll und alles sein ist: Von allen Bäumen darfst du essen . . ., wie er herrschen soll über alle Kreatur und sich die Erde untertan machen, wie er den Geschöpfen Namen gibt, wie er als Mann und Weib geschaffen wird — und es nicht gut ist, daß der Mensch allein sei . . ., wie Kinderzeugung, Geborenwerden ein Gesetz der guten Schöpfung, nicht erst des Abfalls ist, wie Gott den Adam vor Ungehorsam warnt. Er soll nicht sein wollen wie Gott und nicht an den Baum in der Mitte rühren. Als der Abgefallene weiß er, was Gut und Böse ist. Er hat die Sünde nicht erfunden. Er ist von der Schlange verführt. Es ist eine Frucht, die ihn lockt, ein Zweifel, der sich regt, ein Traum vom Sein wie Gott. Und der Verführte erkennt, daß er nackt ist. . . . An alle diese Sätze schließt Brunner theologische Betrachtungen an oder illustriert jene damit. Er hätte auch noch die solidarische Verbundenheit in der Sünde durch den Hinweis auf das gemeinsame Sündigen von Adam und Eva belegen können. Nur in einem Punkte folgt er der Bibel nicht: daß es sich um ein Geschehensein, um eine grundlegende, einmal gefallene Entscheidung handle. Nun hat er darin fraglos recht, daß Gen. 1—3 nicht einfach „Historienbericht“ ist. Wer dies festhalten will, versteht nichts von der Bildersprache dieses genuß der heiligen Schöpfungssaga.

Natürlich besteht auch dies zu Recht: Die alten Urkunden geben das geoffenbarte Wort im Alphabet ihres Weltbildes. Aber hat wirklich die historische Wissenschaft uns diese „Historie“ genommen? Das gehörte ja doch nie zu diesem Bereich, sondern von jeher zu den Runen alten Offenbarungswortes. Die Frage ist aber: Wird von einem *Geschehen* in gezeugt in diesen Bildern, steht hinter diesen Bildern ein Ereignis? Paulus hat es jedenfalls so aufgefaßt. Es geht also nicht um die Frage einer „historisch-anschaulichen Wirklichkeit“, sondern um die Frage: Geschehnis, Geschehensein? Es geht nicht um die „historisch-mythische Form“, sondern um das Problem: War es einmal anders oder nicht? Oder war es von uran nicht anders als eben so: der Mensch im Widerspruch? Zweifellos ist Gen. 3 nicht Photographie, sondern Bildsprache. Aber Einmal-Geschehensein ist nicht einfach gleichzusetzen mit: Adams-historie. Und läßt sich auch der Ursprung nicht anschaulich darstellen, so bleibt es doch Ursprung. Es war einmal anders und durch eine negative Entscheidung ist es nicht mehr so wie einst. Es wäre ein Leichtes, nachzuweisen, wie Brunner fortgesetzt in geschichtlichen Kategorien von dem „ursprünglichen Lebensstand“ spricht, vgl. auch S. 126 f.: „Er war bestimmt zum Ja und hat Nein gesagt“. Oder S. 231: Der Mensch hat das Sein in Gottes Liebe verloren. Was man verloren hat, das hat man einst besessen. Die Beispiele ließen sich mehren. Handelt es sich um eine eingetretene Wandlung und Veränderung, um Geschehnis und Entscheidung, dann ist etwas anders geworden, als es vorher war. Mag man das historisierend-Anschauliche preisgeben. Aber niemals darf man das *Geschehnis* preisgeben. Paulus drückt das so aus: die Sünde ist in die Welt gekommen (sie war eines Tages da, während sie vorher nicht da war). Und was einmal geschah, das geschieht jetzt immer wieder. Sehr wesentlich scheint mir weiter, wie diese fraglos paulinische Auffassung vom Geschehnis bei Paulus jedenfalls keine Abschwächung der wahren Verantwortlichkeit mit sich bringt! Daß in der biblischen Behandlung von Urstand und Sündenfall Züge einer Geschichtsauffassung im weitesten Sinne des Wortes vorliegen, sollte man nicht bestreiten. Daß aber dabei alles Tiefe und Verbindliche, was von der personalen Verantwortlichkeit gesagt werden kann, aus der gleichen Bibel stammt, ist ebenso evident. In der Schrift selbst also schließt das Eine das Andre nicht aus. Das ist allerdings ganz richtig, daß die Ausführungen des Paulus in Römer 5 vom Erbtod, auf Grund welcher Basis immer wieder Sünde in der Menschheit entsteht, mit der Kirchenlehre von der Erbsünde nicht ganz exakt übereinkommen. Brunner bekämpft die Lehre von Urstand und Erbsünde nicht in erster Linie aus naturwissenschaftlichen Erwägungen (der Mensch hat eine Jahrtausende umspannende Vorgeschichte, die Sekung eines zeitlichen Anfangs des Menschengeschlechtes revoltiert gegen dies Entwicklungsbild), sondern noch dringlicher aus Glaubensgründen, weil mit ihr der Zwang der Sünde auf Kosten der Verantwortlichkeit betont werde. Der Determinismus müsse preisgegeben werden. Nun kennt aber auch Brunner die Sünde in ihrer Schicksalhaftigkeit und Paulus zeigt in Röm. 1 (vgl. das dreimalige: Gott gab sie dahin) und Röm. 5 mit Nachdruck das unheimliche Verhängnis im Sündenprozeß der ganzen Menschheit auf. So kommt auch Brunner (vgl. S. 108) auf die Dialektik von „unentrinnbarer Fatalität, dem Schicksalsmäßigen im Bösen“ und „unaufhebbarer Verantwortlichkeit“. Und bei diesen Zweien wird es bleiben. Man kann gewiß sagen, daß die Kirchenlehre sich zu wenig um die Dialektik dieser Beiden bemüht hat und daß sie darum oft geführt hat zu einer bloß neutral-schicksalhaften Gegebenheit, der gegenüber man sich dann um die verantwortliche Entscheidung drückte. Wir sahen, daß sich nach Paulus aus dem Erbtod immer wieder das Sündigen entwickelt. Und schließlich ist das Wahrheitsmoment der „Erbsündenlehre“ einfach das, was Brunner (vgl. S. 135, Ende) die „Einheit des Menschengeschlechtes in der Sünde“ nennt. Wenn das, was wir jetzt am Menschen wahrnehmen, denaturierte Natur ist, dann ist das eine Einheitsaussage und es wird eine Verhängnistatsache konstatiert. Wenn Paulus einen zu allen Menschen durchdringenden Erbtod feststellt, so sagt er ganz klar, daß auf diesem Wege, nämlich in der Verschwisterung von Erbtod und Sündigen, der Verderbensstrom sich von uran fortgesetzt ausbreitet. Auch das unmündige Kind ist von vornherein (vgl. dazu Brunner S. 419, Anm. 3) in diesen Todesstrom hineingerissen, es ist gewiß nicht Matth. 18, 3 und 19, 14 entsprechend, von einer relativen „Unschuldlichkeit“ des Kindes zu reden, wenn auch die vollbe-

mußte Übertretung ganz gewiß die eigentliche, ausgereifte Sünde ist. Aber es steht doch leider fest, daß dieser Säugling einst ein vollreifer Sünder sein wird. Das eben ist das Wahrheitsmoment in der Erbsündenlehre: die Gesamtverhaftung der Menschheit ist das prius vor unsrer Geburt, der „Sündenfall“ der Menschheit kommt vor dem unendlich wiederholten Sündenfall des Einzelnen. So kommt auch Brunner bei der Behandlung des Freiheitsbegriffes trotz angelegentlicher Ablehnung des Determinismus schließlich doch einfach zu einer Dialektik von Freiheit und Unfreiheit. Auch der sündige Mensch hat Freiheit in Verantwortlichkeit, das ist der personhafte Sinn der menschlichen Existenz (270. 273) — und trotzdem gilt das „non posse non peccare“, die Unfreiheit, das Unvermögen, kein Sünder zu sein.

Wenn noch ein Wort über die Kontroverse Barth-Brunner gesagt sein soll, so muß nun die Antwort Barths herausstellen, ob dieser sich auch seinerseits hier richtig interpretiert sieht. Das Buch Brunners hat das Verdienst, im Rahmen einer großen Monographie die Gegensätze soweit geklärt zu haben, als es vom Standort Brunners aus irgend geschehen konnte. Brunner sagt: Es geht mir Barth gegenüber um die Verantwortlichkeit des Menschen schlechthin. Es gibt auch diesseits des Sündenfalles ein humanum. Auch der Mensch des Widerspruches hört nicht auf, im Worte Gottes zu sein, von Gott gerufen und zur Verantwortung aufgefordert zu sein. Der menschliche Geist steht in unaufhebbarer Beziehung zum göttlichen Geist. Was er Barth vorwirft, ist dies: Daß das Band zwischen Menschlichkeit und Gottesbeziehung radikal zerschnitten werde, so daß das humanum als solches ein Profanum werde. Brunner nennt diese Herauslösung des Menschlichen aus der Gottbezogenheit ultrareformatorisch, denn die Reformatoren hätten Offenbarung und Vernunft nicht einfach als krassen Dualismus verstanden.

Zum Schlusse möchte ich noch auf einige ganz besonders gelungene Seiten des Werkes hinweisen. Sehr fein sind die Bemerkungen über die Anthropologie des jenseits communis und das, was hier über Heidegger angegeschlossen wird. Bedeutend ist der Nachweis, wie in Religionen und Geistesrichtungen die Tatsache des Widerspruches in der menschlichen Existenz festgehalten und gedeutet wird: S. 190 ff. Die Ausführungen über den Zerfall der Personseinheit: 232 ff., die über Individuum und Individualität und den Grund des Selbstwertes: 286 ff. sind ausgezeichnet, ebenso die über den Charakter: 306 ff., wengleich vielleicht in dieser Charakterologie zu sehr die Haltung, ja Pose, aber zu wenig die Summe der Überzeugungen beachtet ist. Das Kapitel Mann und Frau: 356 ff., zumal die Bemerkungen über das Schamgefühl, sind wahrhaft bedeutend, auch das, was 374 ff. über Seele und Geist gesagt ist. Die Beilagen bieten viele dankenswerte Materialien. Die Lektüre des außerordentlich reichen Buches ist eine wachsende Freude.

Gottlob Schrenk.

England.

Kurt von Stutterheim: England, heute und morgen. Berlin, F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung. 1937.

Dieses Buch über England hat zunächst den Vorzug, daß es sich leicht liest. Es ist in einem flüssigen Stil geschrieben, welcher den gewandten Zeitungsmann verrät, der schon von Berufs wegen nicht mit der Sprache ringen darf, da er sonst nirgend hinkäme. Freilich von der eigentümlichen Kraft des Deutschen ist nicht viel zu verspüren. Bei dieser Leichtigkeit werden nun auch die Schwierigkeiten, die in der Lösung der gestellten Aufgabe liegen, etwas verwischt. Der Aufprall der Gegensätze ist gedämpft, ohne daß das nun durch einen wesentlichen Zug im englischen Leben ganz erklärt werden könnte. — Der Verfasser lebt seit bald fünfzehn Jahren auf dieser für den Kontinentalen immer wieder neu zu entdeckenden Insel und hat sich offensichtlich als Vertreter des Berliner Tageblattes gut umgetan und mit offenen Augen die Umwälzungen erfaßt, die in England seit dem Kriege eingetreten sind. Wie das zu geschehen pflegt, so scheint auch er den Verkehr in einer guten Gesellschaft einem eigentlichen Eindringen in die Verhältnisse der untern Schichten vorgezogen zu haben, wenn er auch nicht völlig an ihnen vorübergegangen ist, wie die Schilderung des Glends in den arbeitslosen Kohlengebieten zeigt. Aber

der Verfasser will gar nicht alle Seiten des englischen Lebens gleichmäßig schildern — wie sollte er das auch auf 314 Seiten tun —, sondern offenbar für seine deutschen Landsleute die lebendigen Kräfte, auf denen Englands Weltstellung beruht, in anschaulicher Weise aufklären und zeigen, wie trotz aller Veränderungen immer eine Schicht von Männern und immer mehr auch von Frauen heranwächst, welche geeignet sind, das Reich zusammenzuhalten und gestützt auf einen unbeugbaren Willen im Volke es unter äußerster Anstrengung zu verteidigen. Hier hätte man nun gerne manchmal nähere Ausführungen als nur Andeutungen. Zum Beispiel erwähnt der Verfasser kurz das Auftreten kommunistischer Gesinnung unter der studierenden Jugend in Oxford und Cambridge. Ja, fragt man sich, ist das nur ein Ausbruch einer gewissen forschen jugendlichen Ruchlosigkeit, oder beruht es auf ernstern Überzeugungen und was wird, da diese Gefahr erkannt worden ist, dagegen vorgekehrt? Die Stellung des jungen Mannes aus guter Familie hat sich eben sehr verändert, denn er wird seine Not haben, eine Stelle und Verdienst zu finden. In der Romanliteratur, z. B. bei Gibbs, ist dieses Problem wiederholt behandelt, wie ein dadurch hervorgerufenes Schwanken oder hinüber schwanken zum Marxismus oder einer Art von Faschismus als Folge dieser wirtschaftlichen Unsicherheit sich gezeigt hat. Vielleicht handelt es sich mehr um eine unmittelbar nach Kriegsende eingetretene und seither verschwundene Schwierigkeit, jetzt wo die Aufrüstung den letzten Mann verlangt. Ohne Beweis steht die Bemerkung, daß im niedern englischen Volk eine gewisse Abneigung gegen Frankreich besteht; wie äußert sich das? Die deutschen Politiker werden gut tun, auf eine solche Behauptung nicht zu bauen. Über das England von morgen ist eigentlich nicht viel gesagt, oder insofern, als eben der geschilderte Eintritt der Frauen in die Politik und das Erwerbsleben weiter zunehmen, als die Kolonien selbständige Länder mit immer stärker ausgeprägtem eigenen Notwendigkeiten und Zielen, als die Ausbildung eines Bauernstandes in England selbst eine immer größere Sorge geworden ist und als andere solche Entwicklungen in das Morgen hineinragen und damit der englischen Staatskunst für die nächste Zeit bedeutende Aufgaben gestellt haben, wie sie früher in dieser Stärke nicht bestanden haben.

Der Verfasser spricht gerne von dem demokratischen Willen Englands. Das vieldeutige Wort läßt sich natürlich hier verwenden, wenn schon aus dem ganzen Buch, wie übrigens aus der englischen Geschichte, hervorgeht, daß es immer noch eine Auslese ist, in welcher sich das stolze Herrschertum der englischen Rasse verkörpert, also eine Aristokratie herrscht, nicht eine mit geschlossenen Schranken, die aber eben doch, wie es dem Wesen jeder Aristokratie entspricht, der Zahl nach beschränkt ist. Auch der homo novus wird in sie aufgenommen, ob er will oder nicht; der Volkstribun ist keine Figur der englischen Geschichte. Das englische Volk nimmt tätig an der Verwaltung wenig Anteil, worin wir die höchste Gestaltung unserer Demokratie erblicken. Die westlichen Demokratien sind nun aber einmal etwas anderes als die unsre. Damit, daß der Verfasser feststellt, daß letzten Endes die öffentliche Meinung herrscht, d. h. daß nicht gegen sie regiert werden kann, ist kein entscheidendes Merkmal der Demokratie ausgesprochen, denn sie ist nicht einfach gleich der Mehrheit der stimmberechtigten Bürger zu setzen, sondern etwas anderes; sie kann die Übereinstimmung einer verhältnismäßig kleinen Schicht sein, wie es „die Gesellschaft“ im alten Rußland war, oder der Wille einer überwiegenden Mehrheit des Volkes, auf welcher die Macht des Führers in den Führerstaaten beruht, welche in sich zusammenbrechen würde, sobald das nicht mehr der Fall wäre. Und Englands Stärke liegt eben in einer geschlossenen regierenden Schicht, die sich auf den unbeugbaren Willen der ganzen Nation stützen kann.

Das Buch enthält sehr lezenswerte Ausführungen über Adel und Geistlichkeit, über das Leben auf dem Lande, die Vorzüge des englischen Romanschriftstellers, nette Bemerkungen über englische Herrenmode und anderes mehr. Das Schlußkapitel heißt: Quo vadis Britannia? und befaßt sich mit der jetzigen politischen Lage Englands, wobei das unbedingte Festhalten Englands an einer gemeinsamen Politik mit Frankreich hervorgehoben wird. Das ist sicher richtig und da Frankreich nicht vom deutschen Alpdruck loskommt, so ist auch England nach dieser Richtung gefesselt und kann anderswo nicht seine volle Macht entfalten. Auch in dieser Richtung zeigt sich aber des Verfassers zurückhaltende Art im besten Lichte und das Bestreben, Zweifel an Englands immer noch aufrechter Weltherrschaft nicht aufkommen zu

lassen. Soll sein Buch in Deutschland gegen anders gerichtete Überzeugungen ein Gegengewicht bilden? Soweit ein solcher Erfolg überhaupt einem Buche zu Teil werden kann, so sicher diesem, dessen ruhige Haltung größeren Eindruck macht als manche zündender geschriebene Streitschrift. Gd. Vn.

Bücher von Kirche und Kirchenpolitik.

Die vor mir liegende Bücherbeige ist ein sprechender Beweis dafür, wie sehr unsere Gegenwart von dem Problemen im Bereich Volk — Staat — Kirche umgetrieben wird. Nicht nur etwa Rußland und Deutschland sind davon bewegt, sondern auch scheinbar ruhige Gebiete — z. B. die Schweiz — beginnen das Stoßen der Polaritäten zu spüren. Wir verstehen jetzt wieder, was Voethe gemeint hat, wenn er den Kampf zwischen Glauben und Unglauben als das Thema der Weltgeschichte bezeichnete, und wie Ranke dazu kam, das Verhältnis von Staat und Kirche als den Inhalt der Historie anzusprechen. Es gab einmal eine Zeit, da standen überall die politischen Parteikämpfe im Vordergrund, so daß man bald auf den Gedanken kommen konnte, die Parteimeinungen bildeten den Mittelpunkt des geschichtlichen Geschehens. Jetzt sind wir aber eines anderen belehrt. Verschwunden sind in wichtigen Zonen alle jene vielgestaltigen Meinungsgruppen und verstummt ist auch ihr Kampf; dagegen steht plötzlich die still, weich und wehrlos geglaubte Kirche im Vordergrund, mit dem Staate einen Kampf ausfechtend, wie er grundsätzlicher und gegensätzlicher nicht gedacht werden kann. Nein! Wir leben wirklich nicht mehr in jener romantischen Gedankenwelt Bluntschlis, welcher Staat und Kirche als Mann und Weib auffaßte, sondern wir müssen erkennen, daß sie Größen ganz verschiedener Art sind.

Die große Zeitschau über das Verhältnis von Staat und Kirche konnte kein Anderer besser bewältigen als Professor **Adolf Keller**, Dr. theol. et iur., der Sekretär des Europäischen Zentralbureaus für kirchliche Hilfsaktionen in Genf. Das Werk ist als Drucklegung einer Vorlesung erschienen unter dem Titel: „**Church and State on the European Continent**“ (The Epworth Press, London 1936, 382 S.). Es ist weder eine theologische noch eine geschichtliche noch eine juristische Arbeit, sondern einfach ein Querschnitt durch die gegenwärtige Lage, der das religiös, rechtlich und politisch Wichtige erkennen läßt. Obgleich der Verfasser nirgends tief greift, erfährt man von ihm doch in klaren Worten alles irgendwie Wesentliche, und obgleich der Verfasser sich strengster Sachlichkeit befleißigt, merkt man ihm doch an, daß er die Zustände vom Standpunkt der Kirche und einer freiheitlichen Gesinnung aus betrachtet. So wie ferner Keller bei allen Ländern die rechtliche und politische Lage skizziert, so geht er auch auf die Gründe der gegenwärtigen Spannung zwischen Staat und Kirche ein. Zur Einführung in die Probleme der Gegenwart kann uns der Autor ein guter Führer sein.

Wie hingegen der Problemkreis „**Kirche, Volk und Staat**“ sich in deutscher bekennniskirchlicher Sicht darstellt, zeigt das gleichnamig betitelte Buch, welches unter Mitwirkung der Professoren Althaus, Dibelius, Werner und Anderer herausgegeben worden ist von Lic. **Eugen Gerstenmaier** (Stimmen aus der deutschen Evangelischen Kirche zur Oxford Weltkirchenkonferenz; im Furche-Verlag, Berlin, 312 Seiten, fesch. Rm. 4.80). Man braucht nur etwa den solid gearbeiteten Aufsatz von Althaus oder die praktisch gedachten Ausführungen des Freiherrn von Verschuer vorzunehmen, und man merkt sofort, wie diese Gedankenreihen mit bestimmt sind von dem großen Geschehen im gegenwärtigen Deutschland, wie die Verfasser sich bemühen, bei aller Wahrung des evangelischen Standpunktes, doch bis zu einem gewissen Grade um Verständnis zu werben für die politischen Grundgedanken des „Dritten Reiches“. Wenn z. B. Althaus sehr weit geht in der Anerkennung des Volkes als eines blutverbundenen Geschöpfes und Verschuer die reinste Sterilisations-Theologie entwickelt, so scheint mir das immerhin nicht minder zulässig zu sein wie eine gewisse Theologie, die sich mit der Rechtfertigung unserer Demokratie abmüht. Dort, wo vom Evangelium aus die Trennungstriche gegenüber anderen Gewalten, Ansprüchen und Meinungen zu ziehen sind, finde ich sie wirklich überall auch gezogen. Bei aller Anerkennung des Volkes wird beispiels-

weise gewarnt vor einem Volksmythos und einem Nationalgott. Der Arbeitskreis, der im Harnackhaus zusammenkam und dem dieses Buch entstammt, hat sich damit seiner Aufgabe vorzüglich entledigt, der Oxford-Konferenz zu sagen, was man in der Deutschen Evangelischen Kirche über das Staatsproblem, das Kirchenproblem und das Erziehungsproblem denkt.

Etwas ferner liegen uns naturgemäß die „Russisch-orthodoxen Studien“, welche bei der Forschungsabteilung des Ökumenischen Rates für praktisches Christentum in Genf unter dem Titel „**Kirche, Staat und Mensch**“ erschienen sind (397 Seiten, geb. Fr. 7.50). In den elf Beiträgen — unter den Autoren finden sich **Alexejev** und **Lieb** — kommt die emigrierte russisch-orthodoxe Kirche zum Worte und zwar ebenfalls auf die Oxford-Konferenz vom letzten Sommer hin. Aber man ginge irre, wenn man diesem Sammelwerke nicht neben seiner besonderen Aufgabe der Auseinandersetzung mit dem Bolschewismus nicht auch eine Fülle allgemeiner Erkenntnisse zumuten würde. Tatsächlich beleuchtet es das Problem Staat — Volk — Kirche von einer Stelle her, die auch andere einmal einnehmen müssen.

Aber wie gesagt: auch die Schweiz bleibt in diesem geistigen Ringen nicht abseits, obgleich in ihr — wenigstens gegenwärtig noch — die schönste Ruhe herrscht. Die freisinnige Partei der Stadt Zürich erntete mit den vier Vorträgen, die sie von Prof. **Adolf Keller**, Dr. **A. Frey**, Prof. **L. Köhler** und Prof. **C. Brunner** über den Fragenkomplex von „**Kirche und Staat**“ halten ließ, jüngst einen schönen Erfolg. Wenigstens in Hinsicht auf das Interesse. In anderer Hinsicht — politisch — wurde nichts gewonnen. In etwas zeitgemäßerer Form war es einfach ein neues Bekenntnis der freisinnigen Partei zu dem alten Sage, daß der Bürger auch etwas Moral und Religion haben müsse. Ferner kam es zu einer religiösen Huldigung an die Demokratie, die man direkt aus der Religion und insbesondere aus der Reformation ableitete. Gewiß: die ganze Vortragsreihe machte klar, was die Kirche vom Staate denkt und will. Aber wäre es nicht ebenso interessant gewesen, von Staatsmännern einmal ungeschminkt zu hören, wie sie sich das Verhältnis zur Kirche denken? Die Zuhörer hätten dann blaue Wunder erleben können. („**Kirche und Staat**“, Vier Vorträge, Verlag A.-G. Gebr. Leemann & Co., Zürich, 1937.)

Wo man über das Verhältnis von Kirche und Staat redet — mag das in politischen Gruppen oder in Regierungsstuben geschehen — muß auch immer die Kenntnis davon vorhanden sein, was die Kirche eigentlich ist, will und tut. Diesem Zwecke kann die ökumenische Kirchenkunde der Gegenwart dienen, welche Dr. **W. A. Bissert** und **Hooft** und Dr. **J. H. Oldham** unter dem Namen „**Die Kirche und ihr Dienst an der Welt**“ veröffentlichten (im Furche-Verlag, Berlin, 1937. 244 Seiten. Rasch. Rm. 4.80). So mannigfaltig die einzelnen Kirchen in Glaube und Verfassung und praktischer Wirksamkeit auch sein mögen, es geht doch aus diesem Buche das für den Politiker Wichtige hervor, daß sie im Leben des Volkes einfach einen Raum beanspruchen, so daß mit ihnen zu rechnen ist. Gerade für diejenigen Staatsmänner, die immer noch glauben, für die Behandlung der religiös-kirchlichen Angelegenheiten brauche es weniger Sachverständnis als für Straßenbauten, kann ein solches Buch gute Dienste leisten.

Dr. **Ernst Schubert** zeichnet als Herausgeber des Werkes „**Auslanddeutschtum und evangelische Kirche, Jahrbuch 1936**“ (Chr. Kaiser Verlag München, 340 Seiten). Da bekommen wir einen Einblick in das Bestreben der Deutschen Evangelischen Kirche, die kirchlichen Beziehungen mit dem deutschsprachigen Ausland zu pflegen, was natürlich für die Erhaltung des Deutschtums im allgemeinen von Bedeutung ist. Aufsatztitel wie: „Brief eines volksdeutschen an einen englischen Theologen“, „Evangelisches Staatskirchenrecht im Auslandsdeutschtum (Österreich, Jugoslawien, Rumänien)“, „Die Deutsche Evangelische Kirche in Böhmen, Mähren und Schlesien“, „Zwei Kiograndenser Synoden“ geben ungefähr einen Eindruck von der sachlichen und richtungsmäßigen Vielgestaltigkeit dieses Jahrbuches.

Theologen haben die eigene Gabe zu schreiben, bevor sie alles zu Ende gedacht haben, und dicke Bücher zu schreiben über Dinge, die man auf wenigen Seiten viel klarer dartin könnte. Musterhaft ist demgegenüber, wie ein Jurist, Professor Dr. **Max Huber**, auf kurzen Seiten die schwierige Frage „**Das Verhältnis der Kirche zur Politik**“, abwandelt. (Herausgegeben im Auftrag des Schweiz. Evangelischen

Kirchenbundes; Wanderer-Verlag Zürich, 1936, 24 Seiten.) Hier steht man wirklich unter dem Eindruck, daß der Verfasser zuerst überlegt hat, bevor er schrieb. Seine abgeklärten Gedankengänge gehen vor allem darauf aus, der Kirche Mut zu machen, im Bereiche ihrer Kompetenz die religiös-ethischen Anliegen in der Politik vorzutragen, sich dagegen vor allzuweiten Schritten in konkrete Fragen hinein zu hüten. Bei der strengen Konzeption der Arbeit Professor Hubers freue ich mich, mit diesem Heftchen ein Vademecum für das Verhalten der Kirche in politischen Dingen zu besitzen.

Walter Hildebrandt.

Drei Bücher aus der französischen Revolution.

Die Tatsache, daß in den letzten Jahren auffallend viele geschichtliche Romane geschrieben werden, scheint irgendwie symptomatisch für unsere Zeit. Es wäre interessant, den Gründen einer solchen retrospektiven Richtung nachzugehen. Sind wir durch all die Umwälzungen um uns herum hellhöriger geworden, ist unser Blick geschärft für die großen geschichtlichen Zusammenhänge, reizt es uns, aus der Verwirrung der jetzigen Zustände Ereignisse zum Gegenstand unserer Betrachtung zu machen, die, gerade weil sie zeitlich weit zurückliegen, uns die Möglichkeit bieten, ihre Gründe und Auswirkungen zu erfassen? Oder ist es vor allem die geheime Befriedigung, unsere eigene gefährdete Gegenwart mit feinsten Parallelen zu verknüpfen mit der damaligen Zeit?

Wie dem auch sei: die große Zahl der neuerschienenen historischen Romane scheint die Manifestation einer frischen Interessenrichtung zu sein. Memoiren, Briefwechsel, Chroniken erleichtern uns die Spiegelung der Vergangenheit, und der heutige Stand der Geschichtswissenschaft gestattet es glücklicherweise, Romane zu schreiben, die es nicht nötig haben oder hätten zu flunkern, weil der überreich vorhandene Stoff jegliche Auswahl erlaubt.

Im Verlag Rascher (Zürich und Leipzig) ist ein Buch erschienen, welches allen, die historischen Schilderungen zugetan sind, eine Freude sein wird: Tagebuch einer Fünzigjährigen — Memoiren der Marquise de la Tour du Pin, 1778—1815. Diese zwei Daten genügen, um anzudeuten, welche fesselnde Zeitspanne das Buch umfaßt. Eine kluge, geistreiche, sehr kultivierte Frau legt in diesen Blättern Rechenschaft ab über ihr Leben. In den äußeren Zügen unterscheidet es sich wenig vom Schicksal vieler Adliger jener Zeit: Als reiche, geistig und körperlich hervorragende Erbin schließt sie eine sehr glückliche Heirat und wird durch die Revolution jäh aus ihrer glänzenden Bahn herausgeworfen. Weit davon entfernt, darüber den Kopf zu verlieren, gewinnt sie durch diesen Wechsel eine klare Einsicht in die wahren Werte des Daseins und gelangt zu einer echten Religiosität, aus der ihr eine gesunde Lebensphilosophie erwächst. In außerordentlicher geistiger Beweglichkeit weiß sie sich in jede Lage zu fügen, sei es, daß sie auf Festen glänzt, oder in Kummer und Armut sich versteckt halten muß. Es gelingt ihr, dank ihrer Tatkraft, mit der ganzen Familie nach Amerika zu fliehen, wo sie eine Farm verwaltet. Die Restauration bewirkt eine überstürzte Rückkehr nach Frankreich, von wo sie nach kurzem nach England fliehen müssen. Erst nach dem Sturz des Direktoriums ist Paris wieder offen für sie, und unter Napoleon wird ihr Gatte in einen Teil seiner alten Rechte eingesetzt. Das Tagebuch endet unvermittelt mit der Verbannung Napoleons und seiner Landung im Golf Juan. Ein kurzes Nachwort der Übersetzerin Sylvia Kottbus ergänzt geschickt das Fehlende.

Obgleich in diesem Buche eine unerhörte Fülle interessanter Materials gesammelt ist, ist es doch nicht diese Tatsache an sich, die uns fesselt. Es ist die Art der Schilderung, der oft hinreißende Esprit dieser Frau, die daran entzücken. Das Tagebuch als Literaturgattung entbehrt ja nie eines gewissen Reizes: Es erlaubt ein Verweilen und befinnliches Vertiefen von manchen feinen Zügen, die in der epischen Schilderung des Romans nur hemmend wirken würden. Diesen Vorzug macht sich die Marquise ganz und voll zu eigen. Mit fraulicher Liebeshwürdigkeit überläßt sie sich oft kleinen Zeichnungen von Kleidern, Hüten und Frisuren, die als entzückende Miniaturen eingeflochten sind und sich plötzlich ausweiten können zu einer allgemeinen Sittenbetrachtung ihres Milieus. Trotzdem sie Aristokratin ist bis in die Fingerspitzen (als Mädchen ist sie betrübt über eine Heirat, die nicht

zu Stande kommt — die Namen hätten so wunderbar zusammengepaßt!), bewahrt sie sich einen erstaunlich klaren Blick für die Mängel und den unaufhaltsamen Zerfall der damaligen Hofgesellschaft, und sie empfindet die Revolution nur als logische Folge der maßlosen Verschwendung und des völligen Unverständnisses der regierenden Klasse dem Volk gegenüber. Ihre Kritik an der eigenen Nation ist scharf und helllichtig, aber immer von jenem feinen Humor, der wie ein Glanzlichtlein durch das Buch geistert. Die Darstellung der großen Persönlichkeiten ihrer Epoche ist lebendig, oft sicher etwas einseitig gesehen, gerade Marie-Antoinette gegenüber, aber meist charmant und witzig. Die Unterhaltungen mit Napoleon und Talleyrand stellen den Geist dieser außergewöhnlichen Frau ins beste Licht. Der Stil wirkt manchmal leider etwas ungepflegt — ein Teil der Schuld mag an der Übersetzung liegen. Aber das ist wohl der einzige Mangel an diesem Buch, das auch in seiner vornehmen, tadellos ausgestatteten Aufmachung dem Inhalt entspricht.

Will man zu diesem Werk ein interessantes Gegenstück lesen, so greife man zu Felix Moeschlin's „Der schöne Fersen“ (Verlag Albert Müller, Zürich und Leipzig). Die Gegenüberstellung wirkt amüßant, weil die selbe Zeit, zum großen Teil auch die selben Personen von einer ganz anderen Seite her beleuchtet werden. Eine Gestalt, die bei der Marquise de la Tour du Pin mehrmals in nicht sehr günstigem Sinne erwähnt wird, steht hier im Mittelpunkt: Es ist der junge, schwedische Graf Axel Fersen, der nach einer großen Bildungsreise durch Europa nach Paris kommt, dort die Gunst Marie-Antoinettes erwirbt und in seiner militärischen Laufbahn immer höher steigt. Fersen ist keine geniale Persönlichkeit mit starken Ideen und großer Initiative. (Die Marquise de la Tour du Pin nennt ihn unumwunden einen ungeschickten Tölpel.) Als Vertreter des Adels par excellence bleibt er kühl und beherrscht dem Leben gegenüber, korrekt, allzu korrekt in allen Situationen. Er will nicht mitspielen im großen Welttheater: Er möchte der wissende Zuschauer sein, was ihm allerdings auch nicht recht gelingt, da er, wie die meisten Adligen seiner Zeit, blind ist für das Volk, in dem es gärt. Auch die Liebe Marie-Antoinette's bleibt einstweilen nur an der Peripherie seines Lebens. Er macht den Freiheitskrieg in Amerika gegen die Engländer mit, und erst bei seiner Rückkehr nach Frankreich wird er der Geliebte der Königin.

War in diesem ersten Teil das Interesse gleichsam wie ein Scheinwerfer nur auf die Gestalt des schwedischen Grafen gerichtet und blieb die Weltgeschichte in Form kleiner, oft sehr amüßanter Anekdoten und Skandalgeschichtchen angedeutet, so verschiebt sich jetzt der Horizont. Immer mehr wachsen die großen Ereignisse jener Epoche, die so jäh zum Ausbruch gelangen sollten, aus den Hofintriguen und den oft recht lockeren Abenteuern hervor, immer mehr dringt in die vornehme Abgeschlossenheit des Adels das drohende Grollen eines heraufziehenden Gewitters; das Volk, die Masse gelangt zum Bewußtsein der eigenen Kräfte und macht seine Ansprüche geltend. Die Erregung wächst — auch der Stil ist hier merkwürdig sprunghaft und wirkt als Vorbereitung für den dritten Teil: Den Ausbruch der Revolution.

König und Königin werden gefangen, Fersen, der trotz seiner Liebe zu Marie-Antoinette daneben Zeit findet für gelante Beziehungen, sieht nun den Sinn seines Daseins in der Befreiung des Königsaares. Aber die Flucht mißlingt, sie werden nach Paris zurückgebracht, wo das furchtbare Schicksal der Enthauptung auf sie wartet. Fersen bleibt verschont — er empfindet es als eine bittere Ironie, was doch im letzten Sinne nur die Konsequenz seiner Persönlichkeit ist. Sein Weg senkt sich nun langsam, als schwedischer Gesandter trifft er noch mit Napoleon zusammen und erkennt in ihm den Beginn einer neuen Ära, in der er nichts mehr zu suchen hat. Vergrämt und verbittert geht er in sein Alter hinein und stirbt bei einem Volksaufstand durch die Hände des Pöbels.

Dies wäre der äußere Rahmen des umfangreichen Werkes. Moeschlin hat eine glückliche Art der Schilderung, die besonders packend wirkt durch das Zusammenklingen von Stil und Inhalt. Ein großes Register seiner Abtönungen steht ihm zur Verfügung, die verhindern, daß das Buch lang wirkt. Er zieht den Bogen über die strahlenden Jahre vor der Revolution, gleitet über in den unaufhaltsamen Zerfall, zeichnet den Aufstand der Massen in sehr eindrücklichen Bildern und läßt den Roman ausklingen im Ausgang einer neuen Zeit, in die schon groß und drohend der Schatten Napoleons ragt.

Für den ersten Teil wählt Moeschlin einen etwas journalistisch anmutenden Ton: Viele Anekdoten, oft recht deutliche Malerei der damals nicht allzustraffen Sitten. Die Episode in Amerika gelangt schon zu stärkeren Farben, besonders durch die ständige Konfrontation mit Versailles. Auf das Sprunghafte des zweiten Teiles habe ich schon hingewiesen: ich erinnere an die einzelnen Brief- und Tagebuchstellen, die durch ihre abgerissenen Stücke (oft hört ein Satz in der Mitte auf) an Bilder eines Filmes erinnern: der Eindruck des Hastenden, Unsicheren wird dadurch noch unterstrichen. Allerdings ermüdet diese Erzählungsart etwas auf die Dauer, und man kann sich nicht ganz des Gefühles erwehren, daß man hier à tout prix eine neue Form der epischen Darstellung gesucht habe.

Je weiter aber die Handlung fortschreitet, desto überzeugender wirkt auch die Schilderung. Im Anfang des dritten Teiles findet sich eine knappe, gedrängte Übersicht über die damaligen Zustände und Persönlichkeiten, die großartig ist, da Moeschlin es versteht, aus dem gewaltigen wissenschaftlichen Material kleine, farbige Portraits zu schaffen. („Minister Recker? Je rascher er demissioniert, umso besser. Ein Finanzminister, der keine Ahnung hat von Finanzen, weil er ein Bankier geblieben ist, der sich bloß auf Börsenschwindelgeschäfte versteht. Eine Null, die sich aufbläht, ein kleiner großer Mann, der mit allen Tugenden gegurgelt, aber keinen Tropfen von ihnen verschluckt hat.“) Auch zur Schilderung der Revolution stehen Moeschlin recht überzeugende Farben zur Verfügung, seine Gestalten sind plastisch und einheitlich durchgeführt.

Was an diesem Buche besonders angenehm berührt, ist der enorme geschichtliche Stoff, der mit großer Klarheit verarbeitet ist, und Moeschlins spezifische Fähigkeit, im Rahmen einzelner Charaktere Weltgeschichte zu zeichnen. Im ersten Teil wünschte man vielleicht etwas weniger von diesen „sittenmalenden“ Anspielungen, aber das Buch gewinnt mit dem Fortschreiten der Handlung und darf füglich unter den guten historischen Romanen aufgezählt werden.

Als drittes Buch erschien im Verlag A. Francke A.-G., Bern ein neuer Roman von Heinrich Herm (Henri Legras): Die Trikolore. Wie schon der Titel andeutet, wählt auch er die französische Revolution zum Gegenstand seiner Darstellung, aber der Schauplatz hat sich verschoben; man steht nicht in Paris den Ereignissen unmittelbar gegenüber, sondern erlebt in Caen nur die Auswirkungen der großen Wellen. Der Advokat Halbigue, der mit seiner calvinistischen Frau nach Kapstadt ausgewandert war, kehrt mit ihr und seinem Söhnchen nach Frankreich zurück, erfüllt von Freiheitsidealen und gewillt, der guten Sache von ganzem Herzen zu dienen. Daheim stößt er mit seinem Bruder zusammen, der zum fanatischen Sansculotten geworden ist und in ihm nur den unpraktischen Träumer sieht. Wie aber der Zurückgekehrte sich in Caen der kontrarevolutionären Partei anschließt, werden die Brüder zu erbitterten Feinden. Diese Gegnerschaft spitzt sich noch zu, da zwischen den beiden Männern die Frau Ruth steht mit ihrem Söhnchen. Sie versucht, den Untergang des Gatten aufzuhalten, den sie vorausahnt, kann ihn aber nicht zur Flucht überreden und kehrt allein nach Kapstadt zurück, um dort für eine neue, bessere Freiheit zu leben.

Welcher Unterschied zu den oben genannten Büchern! Was dort zu überbordend schien an farbiger Sinnenfreude, ist hier eingedämmt in religiöse und allgemeinmenschliche Betrachtungen, die stark an das Goethewort erinnern: „Grau, lieber Freund, ist alle Theorie.“ Mit großer Mühe liest man sich durch den ersten Teil durch: Eine papierdürre Angelegenheit, die, durch allzupedantische Schilderungen belastet, nicht mehr ein Roman zu nennen ist. Das ist wohl überhaupt der Fehler dieses Buches: die Gestalten, die vielleicht recht kräftig gesehen sind, werden erstickt durch die ausführliche Kleinmalerei, die doch ohne Charme ist. Dadurch wird der Fluß der Handlung so träge, daß die einzelnen Szenen und Gespräche nicht mehr lebendig auseinander entstehen können, sondern als unorganische Teile zusammengefügt scheinen. Auch die beiden Kindergestalten, die so unkindlich wirken, machen die Sache nicht besser; Humor auf Flaschen abgezogen ist eine böse Angelegenheit.

Gegen den Schluß lockert sich die Erzählung etwas, wird freier und gewinnt in einigen Szenen recht eindrucksvolle epische Schilderung. Dazu gehört die Rede des Pariser Abgesandten in der Kirche von Caen, die malerisch gesehen am stärksten ist. Auch die Naturbilder sind schön — wandernde Aste vor den Märzsternen — ein Sonnenaufgang über dem Meer — aber sie gehen etwas verloren in der Un-

häufung von langatmigen Betrachtungen und hochtönenden Dialogen. Ich bezweifle, daß Fremdwörter, deren Übersetzung man in Klammern beifügt, einem Roman nicht unfehlbar zu einem pedantischen Anstrich verhelfen.

Man legt das Buch etwas verduzt aus der Hand, vor allem im Gefühl, daß Pathos und theatralische Gebärden nie und nimmer Kraft und Lebendigkeit ersetzen, so wenig wie die Breite der Erzählung stehen kann für den inneren Gehalt.

J n e z R. M a g g i.

Dschinggis Khan.

Emanuel Stidelberger: Der Reiter auf dem fahlen Pferd. Ein Buch vom Mongolen Dschinggis Khan und seinem abendländischen Gegenspieler. Verlag J. F. Steinkopf, Stuttgart 1937. 445 Seiten.

Ralph Fox: Genghis Khan. Albatros Library. Vol. 315.

Es wird in unserer Zeit viel über das Erwachen Asiens nachgedacht und gesprochen. Jedermann weiß, daß sich in dem Verhältnis Europas zu seinem großen östlichen Nachbarerdteil seit dem Weltkrieg manches geändert hat. Asien scheint der europäischen Vormundschaft überdrüssig zu sein, und niemand ist sicher, ob es sich nicht in absehbarer Zeit zur Einigung aufrafft, um dann zu einem entscheidenden Schlag gegen Westen auszuholen. — Aus diesen Gründen ist es sehr verständlich, daß Stidelberger seinem Buch über Dschinggis Khan, den großen Mongolenführer aus dem 13. Jahrhundert, den Aspekt höchster Aktualität zu geben vermag. Um den Leser mit besonderem Nachdruck darauf hinzuweisen, verleiht der Verfasser einem Zisterzienser-Mönch in Schlesien die prophetische Gabe, die im Osten drohende Gefahr für Europa vorauszusehen. Er wird nicht müde, dem Drang der Kreuzritter nach dem heiligen Lande entgegenzuarbeiten und immer wieder darauf hinzuweisen, daß „der Reiter auf dem fahlen Pferd“ von Osten heranstürmen werde und sich das christliche Europa gegen diesen Feind wappnen müsse. 800 Jahre seien verflossen seit dem Einfall der Hunnen, 2 mal 800 seit den Freiheitskämpfen der Griechen gegen die Perser und nun heiße es, die Gefahr wiederum für 800 Jahre zu bannen. Dem Mahnruf des Mönchs wird wenig Beachtung geschenkt und so trifft der Einfall der Mongolenscharen im Jahr 1241 in Schlesien und Ungarn ein unvorbereitetes, zerrissenes Europa, das ihnen wohl zum Opfer gefallen wäre, wenn nicht nach zwei siegreichen Schlachten die Nachricht vom Tode des Groß-Khans die Mongolen zum Rückzug in ihre innerasiatischen Steppen veranlaßt hätte. — Jeder Leser wird Stidelbergs Anliegen verstehen, das aus seinem Buche spricht und das man folgendermaßen formulieren kann: Christliches Europa, besinne dich, einige dich, rüste dich, damit der Reiter auf dem fahlen Pferd nicht eines Tages als Instrument der göttlichen Rache dich heimsuche und vertilge. — Dies ist im Ganzen gesehen wohl der Sinn des fesselnd geschriebenen Stidelbergerschen Buches. Wer ihn so ernst nimmt, wie er es verdient und ihn sich während der Lektüre immer vor Augen hält, wird auch Verständnis aufbringen für historische Mängel des Romans. Der Verfasser legt der Gestalt des Mongolenführers gewissermaßen eine apokalyptische Bedeutung zu und stattet das Bild des wirklichen Dschinggis Khan mit allzu nahe liegenden und darum unbefriedigenden psychologischen Zügen aus. Stidelberger zieht die Größe des Khans fast ausschließlich in seiner grausamen, hemmungslosen Dämonie und versagt ihm damit die Achtung, die mancher dem großen Umgestalter der Weltgeschichte zollen möchte. In Stidelbergers Darstellung erscheint Dschinggis Khans Wirken nur in dem Sinne groß, als er, als eine vom Schicksal bestimmte Geißel, durch höhere, böse Mächte getrieben, die Menschheit heimsucht.

Wer Sinn hat für große Politik und wen die großen Zusammenhänge im historischen Geschehen interessieren, wird der Gestalt des Dschinggis Khan, seinen unvergleichlichen Siegeszügen nach Osten und nach Westen, ebenso wie den Anstrengungen um die Verwaltung seines Riesenreiches die Bewunderung nicht versagen. Wer eine andere Darstellung des Mongolenherrschers kennen lernen will, nehme das ausgezeichnete Buch des Engländers Ralph Fox zur Hand. Er wird darin Aufschluß finden über manche Fragen, die sich bei der Lektüre des „Reiters auf dem fahlen Pferd“ aufgedrängt haben mögen. Auch Fox hebt in seiner Darstellung das Schicksalhafte im Handeln des Mongolenherrschers hervor. „Empires, in the

end,“ — so sagt er — „are masters of the men who build them: you cannot claim a great destiny and then refuse to follow it up.“ Die Begründung von Dschinggis Khans Wirken ist auf nüchternem, eingehendem Studium der asiatischen Zustände im 12. und 13. Jahrhundert und eigener Kenntnis der innerasiatischen Landschaft und Mentalität aufgebaut. Umso eindringlicher ergeht aber auch aus diesem Buch die Mahnung an Europa, sich nicht über die noch schlummernden Kräfte im ungeheuren asiatischen Raum durch den Zustand der letzten Jahrhunderte hinwegtäuschen zu lassen.

G u n d a l e n a v. W e i z f ä c k e r.

Schweizerbücher.

Ruth Waldfetter. Die silberne Glocke. (Francke, Bern.)

Wir sind fast allen diesen Kurzgeschichten schon in Zeitschriften oder Tagesblättern begegnet. Zusammengefaßt in einen hübschen Pappband verstärken sie den Eindruck einer überaus gewandten Schilderung, bei der die bedeutungsvollen Striche sicher und behutsam gezogen sind. Man spürt die dramatische Ueber der Dichterin in der Art, wie sie auf einen Höhepunkt hinarbeitet, aber auch noch im letzten Akt des Geschehens die überraschende Wendung findet. Ihre Erzählungen sind Kammerstücke, die beim Wiederhören gewinnen. Sie sind der Ausfluß eines fraulichen, klaren Denkens, einer klugen Lebenseinsicht und eines leichten Skeptizismus'. Man denkt an eine Schulung durch die französische Erzählung. Die Gesellschaftsnovelle liegt der Verfasserin besonders gut; doch kennt sie sich auch voll Anteilnahme in den Kammern der Kleinbürger und Proletarier aus. Das Märchen und die Mystik erscheinen ihr mehr als Absonderlichkeiten der menschlichen Seele, weniger als phantastische Hingerissenheit. So wirkt sie eher romanisch zusammengekommen und lichtvoll als germanisch verdämmernd und ausladend, was möglicherweise mit ihrer Basler Herkunft zusammenhängt.

Eine Arbeit, „die neueste Literatur betreffend“, wie **Paul Langs** Heft **Schweizer Lyrik der Gegenwart** (Bern, Hans Feuz) ist naturgemäß schon bei ihrem Erscheinen etwas überholt; denn die Produktion schreitet weiter. Das Morgen entspricht nicht mehr dem Heute, und so fehlen in dieser kleinen Anthologie Namen wie Albert Fischli oder Cécile Lauber, die gleichen Anspruch auf Beachtung erheben dürfen wie die genannten. Aber auch uns schon jahrelang vertraute zeitgenössische Lyriker fehlen. Wir weisen unter andern auf den etwas knorrigen, doch menschlich wertvollen Alfred Huggenberger hin oder den schalkhaft-anmutigen Mundartdichter Ernst Eschmann, der allerdings im Kinderlied sein Bestes gegeben hat. Auch über die Auswahl der Frauenlyrik könnte man mit dem Herausgeber rechten, wenn er auch unter unserm vollen Beifall Julie Weidenmann und Sophie Hämmerli-Marti voranstellt. Doch was soll die Kritik bei einer Schrift von geringem Umfang, die vor allem anregen will und vorhandene Schätze zeigt. Wenn uns nicht alles trügt, ist Spengler zum Troß die Gegenwart empfänglicher für echte Lyrik als je.

Unter den von Paul Lang aufgeführten Dichtern steht **Walter Dietiker**, der soeben **Das siebente Buch** seiner Lyrik bei Francke, Bern, erscheinen läßt. Wie es die Regel bei den Schweizern ist, finden wir bei ihm eine sorgfältige Behandlung der lyrischen Form. Dietiker gleicht einem klaren Boralpensee, der die Welt liebevoll und ohne verblüffende subjektive Verzerrung wieder spiegelt. Es ist eine beglückende, weisheitsvolle Schau, die dem Dichter bei sinkendem Lebensgestirn vergönnt ist, und seine dankbare Aufnahmefähigkeit teilt sich dem Leser mit. So gehören die Beduten aus einer alten Stadt, die zarten Interieurs und Stilleben zu seinen stimmungsreichsten Gedichten. Ein männliches Sichbescheiden spricht aus:

E r d g e b u n d e n.

Es wandern Mond und Sterne
Von dannen weht der Wind.
Es wallen auch so gerne
Die Wolken in die Ferne,
Und Wasser ziehn kristallen
Mit ihnen allen, allen.

Ich aber bin die Ahr,
 Gereift auf engem Feld,
 Bin erdgeborene Schwere,
 Und meinen Reichtum lehre
 Ich still der Scholle zu —
 Was willst, o Weite, du?

Im Abschnitt „Gesänge um Gott“ rufen die „Schöpfungskantate“ oder „Gott und die Menschen“ nach einer Vertonung. Es gelingen Dietiker grandiose Visionen wie in der zweiten Strophe des Gedichtes „Verklärung“, deren Wirkung nur durch die etwas mattere dritte Strophe etwas beeinträchtigt wird:

Und still und hoch und fern
 Siehst du Gottvater stehen
 Und durch sein Herze gehen
 Am Himmel Mond und Stern.

Helene Meyer.

Besprochene Bücher.

- Bisser't Hooft, W. A. und Oldham, J. S.:** Die Kirche und ihr Dienst an der Welt; Furche-Verlag, Berlin, 1937; 244 Seiten, Preis RM. 4.80.
- Büden, Ernst:** Richard Wagner. Die Hauptschriften; Alfred Kröner Verlag, Leipzig, 1937; 480 Seiten, Preis RM. 4.—.
- Brunner, Emil:** Der Mensch im Widerspruch; Furche-Verlag, Berlin, 1937.
- Dietiker, Walter:** Das siebente Buch. Neue Gedichte; Verlag A. Francke u. G., Bern, 1937; 124 Seiten, Preis Fr. 5.—.
- Fog, Ralph:** Genghis Khan; Albatros Library, Vol. 315.
- Gerstenmaier, Eugen:** Kirche, Volk und Staat; Furche-Verlag, Berlin, 1937; 312 Seiten, Preis RM. 4.80.
- Herm, Heinrich:** Die Trikolore, Roman; Verlag A. Francke u. G., Bern, 1937; 478 Seiten, Preis Fr. 9.80.
- Mag Huber:** Das Verhältnis der Kirche zur Politik; Wanderer-Verlag, Zürich, 1936; 24 Seiten.
- Keller, Adolf:** Church and State on the European Continent; The Epworth Press, London, 1936.
- Kirche, Staat und Mensch;** herausgegeben von der Forschungsabteilung des Ökumenischen Rates für praktisches Christentum, Genf, 1937; Preis Fr. 7.50.
- Kirche und Staat;** Vier Vorträge; Verlag u. G. Gebr. Leemann & Co., Zürich, 34 Seiten, Preis Fr. —.80.
- Lang, Paul:** Schweizer Lyrik der Gegenwart; Verlag Hans Feuz, Bern, 1937; 32 Seiten, Preis Fr. 2.40.
- Marquise de la Tour du Pin:** Tagebuch einer Fünfundzwanzigjährigen. Ein Lebensbild aus bewegter Zeit; Rascher Verlag, Zürich, 1937; 306 Seiten, Preis Fr. 8.75.
- Millentovich-Morold, Max:** Cosima Wagner. Ein Lebensbild; Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig, 1937; 490 Seiten mit 47 Bildern und 16 Tafeln, Preis RM. 6.50.
- Moeschlin, Felix:** Der schöne Fersen. Die große Liebe Marie-Antoinettes; Albert Müller Verlag, Zürich, 1937; 400 Seiten, Preis Fr. 6.50.
- Schubert, Ernst:** Auslanddeutschtum und evangelische Kirche, Jahrbuch 1936; Chr. Kaiser Verlag, München, 1937, 340 Seiten.

- Stidelberger, Emanuel:** Der Reiter auf dem fahlen Pferd; Verlag J. F. Steinkopf, Stuttgart, 1937; 445 Seiten, Preis RM. 6.80.
- von Stutterheim, Kurt:** England heute und morgen; F. A. Herbig Verlag, Berlin, 1937; 316 Seiten, Preis RM. 6.80.
- Waldstetter, Reth:** Die silberne Glocke. Novellen; Verlag A. Francke A.-G., Bern, 1937; 112 Seiten, Preis Fr. 3.80.

Bücher-Eingänge.

Besprechung vorbehalten.

- Balmer, Emil:** Sunneland. Tessiner Geschichte; Verlag A. Francke A.-G., Bern, 1937; 220 Seiten, Preis Fr. 6.50.
- Dürer, Emil:** Jakob Burckhardt als politischer Publizist. Herausgegeben von Werner Kägi; Frey & Wasmuth Verlag A.-G., Zürich, 1937; 180 Seiten Preis Fr. 6.—.
- Eberhard, Otto:** Die schönsten Sagen des Berner Oberlandes; Hans Feuz-Verlag, Bern, 1937; Preis Fr. 7.80.
- Endres, Franz Carl:** Der Augenblick ist Ewigkeit; Rascher Verlag, Zürich, 1937; 134 Seiten, Preis Fr. 3.80.
- Fischer, G.:** Illustrierte Schweizergeschichte von den Anfängen bis zur Gegenwart; Verlag Alfred Meili, Schaffhausen, 1937; 424 Seiten, 57 Tafeln, Preis geb. Fr. 12.—.
- Funte, Otto:** Die Schweiz und die englische Literatur; Verlag A. Francke A.-G., Bern, 1937; 57 Seiten, Preis Fr. 2.70.
- o Gasset, José Ortega:** Stern und Unstern. Gedanken über Spaniens Landschaft und Geschichte; Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 1937; 248 Seiten, Preis RM. 5.25.
- Gedanken von Rudolf von Tavel;** Aus Werk und Werkstatt des Erzählers. Zusammengestellt von Adele von Tavel; Verlag A. Francke A.-G., Bern, 1937; 107 Seiten, Preis Fr. 4.50.
- Heer, Gottlieb Heinrich:** Thomas Platter. Roman eines jinnvollen Lebens; Drell Füssli Verlag, Zürich, 1937; 455 Seiten, Preis Fr. 7.50.
- Heuser, Hans:** Der Kampf um Madrid; Verlag A. Francke A.-G., Bern, 1937; 138 Seiten, Preis Fr. 3.80.
- Lienert, Meinrad:** Die Bergkirschen und andere Geschichten; Verlag Huber & Co., A.-G., Frauenfeld, 1937; 206 Seiten.
- Landolt, Esther:** Das Opfer. Roman; Drell Füssli Verlag, Zürich, 1937; 187 Seiten, Preis Fr. 4.50.

ZÜRICH

Unfall

Versicherungen:
 Unfall, Haftpflicht
 Kasko, Baugarantie
 Einbruch - Diebstahl

„Zürich“ Allgemeine Unfall- und Haftpflicht-Versicherungs-Aktiengesellschaft in Zürich